

## JOHANNES GROSS

Wir Deutsche besitzen seit jeher eine schlafwandlerische Sicherheit darin, den falschen Propheten zu folgen. Schlendert man an den vielen kleinen und großen Wegkreuzen unserer Geschichte entlang, wird man sehen, daß wir allzu oft die Utopie der Skepsis vorgezogen haben, das Moralin der Ratio, den Fanatismus der Vernunft, den Bierernst der Selbstironie, das Bauchgefühl der Gelassenheit, die Weltrettung dem laissez-faire, die Miesepetrigkeit dem Elan, die Metaphysik der Zivilcourage und die Apokalyptik dem gesunden Menschenverstand, daß wir dann weich und feige und tolerant sind, wenn wir mutig Einhalt gebieten müssten und dann stur und nibelungentreu und extremistisch, wenn wir besser biegsam und geschickt und schlau agierten.

Es ist ein altes Lied, uns fehlt die Mitte.

Was für eine unsäglich reizvolle Aufgabe wäre es, für dieses Land eine intellektuelle Kultur der Mitte zu schaffen, eine liberale intellektuelle Kultur wie die Engländer, Amerikaner, Italiener und Franzosen sie seit eh und je besitzen, diesseits der linken Diskurshoheit, die, da sie hierzulande so alleine steht, von Habermas auf der gedankenschweren bis hin zu Grass, Niedecken und Käßmann auf der anderen Seite reicht. Nicht daß es das Antidot dazu nicht gäbe, aber man muß es finden, zusammenpuzzeln, ausgraben, und es formt sich nie zu einem Ganzen.

Konnten die Franzosen einem Sartre immer einen Aron und einen Camus entgegenstellen, so hat sich hierzulande aus Bausteinen wie Karl Popper, Golo Mann oder Ralf Dahrendorf nie eine breite intellektuelle Kultur der skeptischen Liberalität entwickelt, weil immer jemand beizeiten „Achtung Rechte!“ gebrüllt hat. Das macht, daß jeder rhetorisch auch nur halb gebildete Sozialdemokrat aus einem Fundus von geistiger (Schein)Rechtfertigung seines Tuns und Nicht-Tuns schöpfen kann und daß auf der anderen Seite, da es keinen „rechten“ Intellektuellen gibt, bei dem sie denken lassen könnten, die „rechten“ Politiker der Bundesrepublik von einer nassforschenden Geistlosigkeit beseelt sind, daß Gott erbarm'. Aber woher sollte es denn auch kommen?

Wenn es das aber gäbe, die Akademie der Rationalisten, die intellektuelle Kultur der Vernunft, dann gebührte ihm der Platz in der Mitte der Tafelrunde, dort wo der Hofnarr sitzt, der wachste Geist, die brillianteste Feder, der begnadetste Aphoristiker und Polemiker. Er gebührte Johannes Gross, dem bundesdeutschen Yorick, fürwahr "a fellow of infinite jest, of most excellent fancy". Und so ist es denn auch kein Wunder, daß man sich heutzutage seine Bücher antiquarisch zusammenklauben muß. Sein „Notizbuch“ findet man auf Amazon für 1,69 Euro. So billig war Geist noch nie zu haben...

Die einzige ernsthafte Würdigung des 1999 mit 67 Jahren Verstorbenen, die ich kenne, steht in Joachim Fests Buch „Begegnungen“ und nach der Lektüre dieses ebenso schönen wie kenntnisreichen Nachrufs, der Gross in die Nachfolge der französischen Moralisten, der großen Sittenschilderer ihrer Epoche stellt, aber auch in die von Lichtenberg und Samuel Pepys – also dorthin, wo sein legitimer Platz ist - weiß man, wie schäbig Zeitgenossen und Nachwelt mit diesem brillanten und daher unbeliebten Außenseiter umgegangen sind. Gehört er denn überhaupt in eine „Kanon“ genannte Reihe? Gewiß, ein Aphoristiker von Graden, aber darf man das denn hehrer Literatur an die Seite stellen, ist es nicht doch nur politische Publizistik und Polemik gewesen, was er in seinen Kolumnen getrieben hat? Wer die deutsche Sprache und den deutschen Verstand um Sätze wie die folgenden bereichert hat, der gehört in jeden Kanon, den es gibt, und zwar als erste Stimme.

„Zur geistigen Urheberschaft. Warum, in aller Welt, sind die Richter angesehenere als die Henker?“

„In Deutschland ist es wichtiger, Verständnis zu haben als Verstand.“

„Kleine Leute befürchten immer das schlimmste. Die Intellektuellen darunter befürchten zudem, daß es nicht eintrifft.“

Warum die Moralheuchler ihn hassen mußten, machen solche Sätze klar:

„Ich kenne Leute, die außer Trauerarbeit noch nie einen Handschlag getan haben. Aber davon können sie gut leben.“

„Pazifismus heißt meistens: Ich habe nichts, für das sich zu kämpfen lohnt, und mag's nicht leiden, daß anderen anders zumute ist.“

Oder, um es dabei bewenden zu lassen, sein Kommentar zu Adornos Diktum, nach Auschwitz dürften keine Gedichte mehr geschrieben werden: „Die Wahrheit ist die, daß Adorno auch vor Auschwitz kein Gedicht schreiben konnte.“

Wogegen er focht mit dem Florett seiner Sprache, das war, wenn man es denn auf einen Nenner bringen will, die Dummheit. Aber die ist enorm, das wußte schon Flaubert, und sie verringern zu helfen ist, als wolle man den Mount Everest mit dem Teelöffel abtragen. Daß es dabei zu Ermüdungserscheinungen kommt, liegt in der Natur der Sache und auch, daß es nicht immer ein schöner Anblick ist (von dem Geschmack im Mund ganz zu schweigen) sich so in eine Sache verbissen zu haben, daß man nicht mehr loslassen kann.

Daß ein Mann wie Gross nach seinen in den Essays und Tagebüchern aus zwanzig und mehr Jahren nachzulesenden Sisyphusarbeit mehr als ein anderer den Trost brauchte, den diese Welt in Form von gutem Essen, guten Getränken, guten Gesprächen und schönen Orten (weit entfernt von seinem Kampfplatz) zu bieten vermag, ist zutiefst verständlich.

Diesen Trost brauchte er, der gegen Heuchelei und schlechten Geschmack zufelde zog, überall wo er sie wahrnahm, vor allem, weil sein Hauptthema als deutscher Schriftsteller dann eben doch Deutschland war und bleiben mußte.

Johannes Gross war ein Patriot. (Nota bene für die jüngeren Leser: Das ist kein Nazi, sondern ein Mensch, der die Landschaften und Städte seiner Heimat liebt, der seiner Kindheit mit ihren Kirchtürmen und Schulbänken die Treue hält – in diesem Sinne war auch Heinrich Böll ein Patriot –, den die Geschichte und Kultur seines Landes begeistert und dem seine Politik die Schamröte ins Gesicht treibt, mit einem Wort: jemand, der sich über sein Land aufzuregen vermag, weil es ihm nicht gleichgültig ist.) Johannes Gross war ein deutscher Patriot, mit anderen Worten also einer, der an Deutschland litt.

Verfolgt man die Sittengeschichte in *Aperçus*, die er geschrieben hat, und liest man nach, wie ihm seine Worte vergolten wurden, nämlich mit Haß von Kleineren und mit Ignoranz der Akademien, so kann man nicht umhin festzustellen, daß sich gegen Ende so etwas wie Resignation in ihm breitgemacht haben muß.

Ich glaube, man kann sich das Verhältnis, das Gross zu Deutschland hatte, als eine Art unerfüllte Liebesgeschichte denken: der Mann, der ein Leben lang erfolglos um die Gunst der verstockten und spröden Schönen warb, die ihn an der Nase herumführte, die von der vermeintlichen Größe, welche seine Liebesverblendung ihr zuschrieb, zwar geschmeichelt war, aber dann doch vor dem Anspruch zurückschreckte, den diese Liebe an sie gestellt hätte und dem sich würdig erweisen zu müssen sie im Grunde ihrer Seele nie die geringste Lust und Absicht hatte, so daß er am Ende seines Lebens doppelt unglücklich gewesen sein muß. Seine große Liebe hat er nie von sich überzeugen können, aber er hat ihr lange genug den Hof gemacht, um zum Schluß auch all ihre abstoßenden Seiten erlebt zu haben und sich fragen zu müssen, ob er seine Mühen nicht an einen Gegenstand gewendet hat, der sie letztendlich nicht wert war.

Und so sollte vielleicht als Epitaph unter der Liebesgeschichte zwischen Johannes Gross und Deutschland jener Satz stehen, mit dem Marcel Proust seine Erzählung von einer Liebschaft des Charles Swann schloß: „Zu denken, daß ich ganze Jahre meines Lebens vergeudet habe, daß ich habe sterben wollen, daß ich die größte Liebe meines Lebens empfunden habe, und all das für eine Frau, die mir gar nicht gefiel, die überhaupt nicht mein Typ war.“